

Erstveröffentlichung.

Der Aufsatz entstand als Beitrag zum Workshop »Ethnische« Identität, Nation & innere Kolonisierung. Neue Methoden zu einer kulturwissenschaftlichen Erforschung der Habsburger Monarchie und ihrer Literatur/en (1867-1918), der am 14. und 15. 12. 2001 an der Universität Antwerpen stattfand.

1 Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London, New York: Routledge 1994. – Ich zitiere im weiteren aus der deutschen Ausgabe: Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen. Dt. Übers. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg 2000. Seitenhinweise werden im Haupttext angeführt.

2 Sören Kierkegaard: *Die Wiederholung*. In: Ders.: *Die Wiederholung. Die Krise und eine Krise im Leben einer Schauspielerin*. Werke. Bd. 2. Übers. u. hg. von Liselotte Richter. Reinbek: Rowohlt 1961, p. 7.

3 Weber, Samuel: »Einmal ist Keimalk«. *Das Wiederholbare und das Singuläre*. In: Neumann, Gerhard (Hg.): *Poststrukturalismus*. Herausforderung an die Literaturwissenschaft. Stuttgart, Weimar: Metzler 1997, pp. 434-448, hier p. 442.

4 Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. Aus d. Franz. v. Donald Watts Tuckwiller. In: Ders.: *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen 1988, pp. 291-314, hier p. 310.

5 Die hier angeführten Beispiele finden sich an mehreren Orten des Bandes. Die jeweiligen Seitenzahlangaben beziehen sich jeweils auf repräsentative Stellen.

6 Claudia Breger geht in ihrem Aufsatz »Mimikry als Grenzverwirrung. Parodistische Posen bei Yoko Tawada« dem Begriff der »Mimikry« nach und setzt ihn mit Rückgriff in erster Linie auf Bhabha und Kaja Silverman auch interpretatorisch ein. In: Benthien, Claudia/ Krüger-Fürhoff, Irmela Marei (Hg.): *Über Grenzen. Limitation und Transgression in Literatur und Ästhetik*. Stuttgart; Weimar: Metzler 1999, pp. 176-206.

Die Aufgabe ist eine doppelte: Im Hintergrund meiner Bhabha-Lektüre steht das Anliegen, ein ›starkes‹, postkoloniales Konzept des Umgangs mit theoretischen und literarischen Texten nach dessen Anwendbarkeit auf ein gänzlich anderes Repertoire theoretischer und literarischer Texte aus der Zeit der k.u.k. Monarchie zu befragen. Diese Aufgabenstellung impliziert ein hypothetisches Auseinanderhalten von Konzept, Methode bzw. Anwendungen. Der Autor von *The Location of Culture*¹ hat jedoch seine eigene Art, mit Texten umzugehen, die der Vorstellung einer unproblematischen Trennung von Theorie und Methode (als Lektürestrategie) und der Methode von ihren Anwendungen (als Einzelfällen) bereits den Weg versperrt. Zwischen Bhabhas bald näher auszuführendem Konzept der Hybridität und seinen hybridisierenden Lektüren besteht eine andere Beziehung, als das wissenschaftliche Schema des ›Vor-‹ und des ›Nach-‹ sich vorzustellen erlaubt. Liest man die zwischen 1985 und 1991 entstandenen Aufsätze – und zwar einen nach dem anderen –, so gewinnt man leicht den Eindruck, daß sich deren Autor in seinen Auslegungen politischer, historischer und literarischer Texte ständig und fast inflationär wiederholt. Diese Beobachtung kann man auch dahingehend auslegen, daß seine ›starke‹ Theorie das Lektüreergebnis präfiguriert und eine scheinbar zwanghafte Selbst-Wiederholung herbeiführt. Dem kann man entgegenhalten, daß was sich in seiner Rede wiederholt, sich weder auf der Ebene des Konstativen festlegen noch als das Selbe kenntlich machen läßt. Vielmehr bedeutet hier *Prä-Figuration*, daß das sich Wiederholende selbst nicht irgendein konzeptioneller Inhalt, eine fixe Idee ist, die sich in die Lektüren einschreibt, sondern eine *Figur*, deren Struktur sich sowohl auf das Konzept als auch auf die Lektüre überträgt. Ihr Effekt ist eine Streichung der Hierarchie des ›Vor-‹ und des ›Nach-‹. Die Vorgängigkeit des Konzepts schlägt in den einzelnen Lektüren in dessen Nachträglichkeit um: Im Konzept war immer schon und nur das vorweggenommen, was sich im jeweiligen Akt der Lektüre wiederholt zu erkennen gibt, das Konzept hat sich gewissermaßen nur »nach vorwärts erinnert«². Bhabhas Konzept und seine Anwendungen werden sowohl egalisiert als auch entgrenzt. Wiederholung ist ein Zwang zum Wiederholen, der der »Zeitdifferenz« (273) und einer ständigen Selbstentfremdung unterliegt. *Iteration* iteriert sich in den Texten Bhabhas und weicht dem guten Willen zum identischen methodischen Nachahmen ebenso aus, wie sie zum Nachmachen verführerisch einlädt. Meine Aufgabe ist folglich insofern eine doppelte, als die Anwendung von Bhabhas Konzept, das selbst auf einer Doppelung beruht, eine Wiederholung von Doppelung sein muß, mit der es folgende Bewandnis hat: In der Beziehung zwischen Bhabhas bereits zugänglichen postkolonialen Lektüren und den durch methodische Reflexion für die Zukunft angesetzten »kakanischen« Lektüren muß sich eine »nach vorwärts gerichtete Erinnerung«, eine »prospektive Wiederholung«³ durchsetzen, die in ihrer Beziehung zum Ursprünglichen, zum Authentischen – das nur wiederholt werden sollte – »eine wesentliche Dehiszenz und einen wesentlichen Bruch einführt«⁴. Um deren Logik zu klären, muß man sich just und wiederholt Bhabhas Konzept zuwenden.

Das in Bhabhas Texten sich Wiederholende habe ich vorhin eine »Figur« genannt. Sie erhält so viele Namen, daß die These, das alles sei eine und dieselbe Figur, noch belegt werden muß. Jedenfalls ist »Hybridität« (38)⁵ eine von den vielen Wendungen, die sich meiner These zufolge im selben approximativen semantischen Feld befinden. Es geht nicht nur um »Metonymie« oder »Katachrese« (274), um Figuren also im rhetorischen Sinne, sondern auch um Bilder (*figurae*), wie etwa um den »Dritten Raum« (56), den »Zwischenraum« (10), das »Da-zwischen« (185), die »De-plazierung« (324), die »Brücke« (7) und das »Treppenhaus« (5); und es geht darüber hinaus um Begrifflichkeiten als – teilweise von anderen Autoren geliehene – Denk- und Auslegungsfiguren (Figurationen), wie etwa »Mimikry«⁶ (129), »différance« (39), »Iteration« (39), »Supplement« (340), »manichäisches Delirium« (64), »Fetisch«, »Paranoia« (148), »Liminalität« (221), »das Unheimliche« (13), die »Unentscheidbarkeit« (191) etc. – aber auch um Auslegungsfiguren technischer Art, wie die Formulierungen »ein Lesen gegen den Strich« (260), »für unsere Zwecke neu interpretiert« (222), »tendenziöse Rekonstruktion« (194), »bastardisierte[] Wiederholung« (167) oder »zwischen den Zeilen« (194), mit denen Bhabhas eigenes Verfahren reflektiert wird, das zwecks der Entdeckung jener Figur deren Bewegung mitmacht. Und man kann schließlich auch noch die »Figuren« ins Inventar aufnehmen, die in Bhabhas Texten als AutorInnen oder ProtagonistInnen kolonialer, postkolonialer und poststrukturalistischer Diskurse figurieren: »Durch

7 Insofern wird Bhabha als Fürsprecher des »dritten Wertes« die Binaritäten auch nicht los. Zumindest als argumentative Zwischenphase müssen Gegenüberstellungen aufrechterhalten werden.

8 Bronfen, Elisabeth: Vorwort. In: Bhabha 2000, pp. IX-XIV, hier p. XI.

Durga und Olympia hindurch« – schreibt Bhabha an einer Stelle, sich auf Reverend Duffs und E.T.A. Hoffmanns zerstückelte Figuren beziehend – »umfängt der gespenstische magische Geist des Doppels – zu ein und derselben oder zu anderer Zeit – das gesamte Ensemble meines Kolonialorchesters: Marlow, Kurtz, Adela, Aziz, Nostromo, Duff, Maine, die Eule, die Marabar-Grotten, Derrida, Foucault, Freud, Herr und Sklave alle gleichermaßen.« (202) Die Behauptung, daß sich das alles annähernd auf das Selbe bezieht, scheint hier weder einleuchtend noch glaubwürdig zu sein. Wichtig ist jedoch hervorzuheben, daß die Annäherung der angeführten Namen, Figuren, Bilder, Theoreme und Wendungen an die Sache diese selbst nicht erreicht. Bhabhas Nennungen erfassen etwas von dem Sachverhalt, treffen ihn aber mit keiner Sicherheit, dessen Grund in jenem selbst liegt. Die Sache selbst bleibt ein Versprechen der Bilder, die sich zwanghaft wiederholen, weil sie letztendlich immer leer ausgehen.

Am weitesten läßt sich die Figur der Hybridität mit Hilfe von Bhabhas argumentativen Gegenüberstellungen⁷ wie ›Diversität und Differenz‹, ›Metapher und Metonymie‹, ›negation und negotiation‹, ›location und locution‹ zu diesem unerreichbaren Kern der Sache zurückverfolgen. Es geht ihm um die Etablierung und Deutung einer kulturellen Situation, in der gegenwärtige oder historische diskursive Machtkonstellationen ihr Anderes, ihre Kehrseiten, ihre Verschwiegenheiten und Verdrängungen, kurz die Bedingungen ihrer konfliktbeladenen Binnenstruktur zu erkennen geben. Kulturelle Homogenität und Heterogenität geraten dabei gleichermaßen zu unbefriedigenden Eckpunkten der Annäherung. Homogenität kennzeichnet die Herrschaftsdiskurse etwa der kolonialen Macht des 19. Jahrhunderts, die von Bhabha von ihren Schwachpunkten, Rissen und Widersprüchen her ihrer konstitutiven Spaltungen überführt werden. Heterogenität kennzeichnet die pluralistischen, liberalen Ideen der Postmoderne und der Gegenwart. Die ihr zugrundeliegende Vorstellung der Vielfalt und der »kulturellen Diversität« (51) überführt Bhabha wiederum des Hegemonialanspruchs von Homogenität. Die Ideologie der Verschiedenheit beruht nämlich, ebenso, wie die Ideologie der Einigkeit auf einem Begriff von Identität und Identifikation, die feste Größen, »Festgestelltheit[en]« (97), Binaritäten etabliert.

[D]ie Rede von der kulturellen Diversität [repräsentiert] eine radikale Rhetorik der Trennung von Kulturen, die als Totalität gesehen werden, und so, nicht besudelt von der Intertextualität ihrer historischen Orte, in der Sicherheit der Utopie einer mythischen Erinnerung an eine einzigartige kollektive Identität ihr Leben fristen. (52)

Bhabha setzt dagegen in wiederholten Versuchen »[d]ie Notwendigkeit, sich die Grenze der Kultur als Problem der Äußerung kultureller Differenz zu denken« (52). Die Festgestelltheit von Grenze und Identität wird in ihrer Entstehung als »Äußerungsprozeß« (51) aufgesucht und freigelegt. »Kulturelle Differenz« (53) ist in Abhebung von der kulturellen Diversität ein Prozeß, der »jeglichen direkten Zugang zu einer originären Identität oder einer ›überkommenen‹ Tradition zum entfremdeten Akt werden [läßt]« (3). Dieser Prozeß, performativer Akt verbindet sich in Bhabhas räumlichen Metaphern mit der Vorstellung eines Ortes, eines Raums, der sich zwischen den Extremen, den Festgestelltheiten, zwischen den zwei Seiten einer Grenze befindet – mit der Örtlichkeit eines Zwischenraums und Übergangs, dessen Erkenntnisgewinn darin besteht, daß man Unverträglichens, Verschwiegenens, Unbewußtens ansichtig wird. Es handelt sich hier bei diesem ›Zwischen‹ nicht um Gegensätze und Widersprüche im Plural, sondern um Gegensatz oder Widerspruch überhaupt, der eine ambivalente Selbigkeit konstituiert. Dieser Widerspruch ist nicht »die Marke für eine Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Zentrum und Rändern, sondern ein unumgänglicher Ort mitten im Zentrum«⁸. Sucht man diesen Ort auf, so erlangt man eine »doppelte[] Sicht« auf ein Subjekt, »das fast, aber doch nicht ganz dasselbe« (126), das »weniger als eines und zugleich doppelt« (144) ist; dessen Differenz mit sich selbst »weder Eines noch das Andere, sondern etwas anderes daneben, da-zwischen« (327, Hervorh. im Original) darstellt. Die Identität wird in ihrer Entstehung durch das, was sie nicht ist, entstellt, de-plaziert (154), und zu einer, der sich unerwünscht zugleich ihr Anderes beigesellt. Ob es sich um Kultur, Subjekt oder Nation handelt, die Alterität verwandelt die Identifikation als Akt der Bezeichnung zur Metonymie angrenzender Andersheit, die Identität wird zum Stückwerk, zur Teil-Ganzheit, zu dem ihr Substitut als ihr Supplement ›hinzugefügt‹ (231) ist. Die Metonymie darf als »eine rhetorische Figur der Kontiguität [...] nicht als Form harmonischer Substitution oder Äquivalenz gelesen werden« (81). Die metaphorische Affirmation und »Nennung« (210) von Ganzheit und Ähnlichkeit wird durch metonymische Kontiguität als eine »Absenz und Differenz maskierende Substitution« (110) enthüllt. Die Metonymie wird zur Hinzu-Fügung der Metapher und der Konflikt der beiden Kräfte zum prozessualen Raum des Hybriden. Denn



9 »Sobald das ›Kulturelle‹ als Artikulation von De-plazierung und Entortung aufgefaßt wird, ist es möglich, es als eine Anordnung von Macht, als negative, agonistisch an der Grenze zwischen Referenzrahmen und mentalem Rahmen konstruierte Transparenz zu identifizieren«, In: Bhabha 2000, p. 169; cf. außerdem p. 159 u. p. 340.

10 Cf. Ibid., p. 286 u. p. 333.

11 Fitzcarraldo, die Titelfigur von Werner Herzogs *Fitzcarraldo* (1978) erzählt die Geschichte eines Franzosen, der als erster die Niagara-Wasserfälle gesehen, und, aufgefordert, seinen Bericht zu beweisen, nur erwidert hat: »Ich habe es gesehen«. In Herzogs Film dient die Geschichte trotz umgekehrten Wortlauts zur Illustration einer ähnlichen Unmöglichkeit, das Performative festzuhalten.



[d]as ›Wahre‹ trägt immer die Kennzeichen der Ambivalenz seines Entstehungsprozesses selbst und wird immer erst durch die Produktivität der Bedeutungen herausgebildet, die *in medias res*, im Akt der Auseinandersetzung selbst, im Rahmen einer Verhandlung [*negotiation*] (statt nur einer Verneinung [*negation*]) entgegengesetzter und antagonistischer Elemente Formen des Gegenwissens konstruieren. (34)

Dieses Gegenwissen kann nicht mehr antagonistisch, sondern nur noch »agonistisch«⁹ genannt werden, insofern es einen Kampf repräsentiert, den die Autorität innerhalb des Äußerungsprozesses mit sich selbst austrägt. Die Lokalisierbarkeit (»*location*«) von Kultur, Subjekt und Nation wird von deren Ausdrücklichkeit (»*locution*«, 362) abgelöst.

Diese disseminative Erfahrung mit Identität als Gegenwissen ist Bhabha zufolge in postkolonialer Perspektive nicht nur am besten demonstrierbar, sie wird und wurde historisch sogar erst in dieser Perspektive überhaupt erfahrbar. »[S]owohl die Moderne als auch die Postmoderne selbst [werden] aus der marginalen Perspektive kultureller Differenz konstituiert« (294). Die Dokumente der historischen kolonialen Situation sind auch die ersten postkolonialen Texte, in deren Machtdiskursen die traumatische Erfahrung dessen, daß nicht alle Menschen »dieselbe Hautfarbe/Rasse/Kultur« (110) haben, das Andere gleichsam »einräumt: Freiheit ist immer schon ein Produkt von Unterdrückung, die »metropolitane[n] Geschichten der Civitas [sind] gar nicht denkbar [...], ohne das Bild der wilden kolonialen Vorläufer der Ideale der Zivilisiertheit zu evozieren« (261). Für den analytischen Zugang folgt daraus die Einsicht, daß

die Begegnungen und Verhandlungen differentieller Bedeutungen und Werte innerhalb der kolonialen Textualität sowie deren staatliche Diskurse und kulturelle Praktiken schon *avant la lettre* viele der Problemstellungen von Signifikation und Urteil vorweggenommen haben, die in der zeitgenössischen Theorie zum Thema geworden sind (258).

Hybridität als Figur der Erkenntnis sowie des Einsatzes von Differenzialität ist demnach »der Name für die strategische Umkehrung des Prozesses der Beherrschung durch Verleugnung [...]. Hybridität ist die Umwertung des Ausgangspunktes kolonialer Identitätsstiftung durch Wiederholung der diskriminatorischen Identitätseffekte« (165).

Erben und Fortführer der historischen Hinterlassenschaft des Hybriden sind aber auch die postkolonialen Autoren der Gegenwart, die »eine Entfaltung der Artikulation subalternen Handlungsfähigkeit als Neuverortung und Neueinschreibung ermöglichen« (289). Das postkoloniale Schrifttum ist »re-visionär« (337)¹⁰, es entäußert »ein Potential an Handlungsmacht«, das – anstatt antagonistisch, pluralistisch, liberalistisch zu sein – »durch den strategischen Einsatz der historischen Kontingenz gebildet wird« (290), deren Produktion die Hybridität als Denk- und Auslegungsfigur umsetzt. Auf jeden Fall bedarf es in beiden Versionen – der kolonialen wie der postkolonialen – eines *postkolonialen* Theoretikers und Interpretens, der, wenn es sein muß, jener komplizierten Figur gegen den Strich und zwischen den Zeilen lesend auf die (Um-)Sprünge hilft. Ob es um koloniale oder postkoloniale Texte geht, in beiden Fällen ist »theoretisches Engagement« (29), »konzeptuelle Wachsamkeit« (41) erforderlich, um das *tertium datur* als *tertium comparationis* vor- und nachkolonialer Zeiten, westlicher und Dritter Welt auszuweisen. Erst die »theoretische Aufschließung« (267) zeigt, daß die Wahrheit »wie immer[,] ein wenig neben dem Kern der Sache liegt« (204).

Im Spiegel dieses knappen Umrisses läßt sich das Problem des approximativen Feldes der vielen Namen, die Bhabha der Hybridität gibt, wie folgt präzisieren: Mit den vielen Namen wird Kultur als »ungleichmäßige[], unvollendete[] Produktion von Bedeutung und Wert« (256), als »ungemütliche[], verstörende[] Praxis des Überlebens und der Supplementarität – zwischen Kunst und Politik, Vergangenheit und Gegenwart, dem Öffentlichen und dem Privaten« (261) angepeilt. Als ein Prozeß, ein Akt der Performanz, der sowohl räumlich als auch zeitlich entgrenzt ist. »Das Kontingente ist Kontiguität, Metonymie, Berühren räumlicher Grenzen an einer Tangente, und gleichzeitig ist das Kontingente auch die Zeitlichkeit des Indeterminierten und des Unentscheidbaren.« (278) Diesen »sich verdoppelnden Diskurs« in dem »die räumliche Dimension der Kontiguität sich in der Zeitlichkeit des Indeterminierten wiederholt« (278), kann man nicht in Begrifflichkeiten erstarren lassen. Er entwischt und zwingt die Lektüren und die Versuche des Analytikers, ihn festzuhalten, zu den effektivsten Wiederholungen, die möglich sind: zu Figurationen. In diesen Namen, Figuren, Bildern, Theoremen und Wendungen wiederholt sich für Bhabha das epiphanische Moment der Wendung von einem zum anderen, der Sprung, die Überschreitung, die Verdoppelung – »die keiner gesehen hat«¹¹. Setzt man dabei den





12 So der Untertitel von Botho Strauß' Roman *Kongreß*, in dem der Ausdruck teilweise auf de Sade anspielend die Struktur des Begehrens bezeichnet. Nun handelt es sich auch im postkolonialen Zusammenhang um das Begehren des Anderen, das verdrängt und verleugnet wird. Diesen psychoanalytischen Aspekt führt Bhabha am Beispiel des Stereotyps als Fetisch aus. (110) – Cf. noch Hárs, Endre: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, pp. 158-166.

13 Breger 1999, p. 186. – Ungeachtet dieses kritischen Hinweises schöpft Bregers Vorhaben viel aus dem Bhabhaschen Ansatz.

14 Elisabeth Bronfen spricht im Vorwort zu *Die Verortung der Kultur* von »eine[r] über literarische und künstlerische Arbeiten hervorgebrachte imaginäre Gemeinschaft« postkolonialer Autoren, cf. Bhabha 2000, p. XI.

15 »Aus diesen Zimmern kann man« – kommentiert Marek – »bekanntlich das scheußlichste Hotelschlafzimmer oder den intimsten Winkel oder die raffinierteste Höhle für allerlei Unwesen machen. Je nachdem.« In: Weiner, Richard: *Der gleichgültige Zuschauer*. Übers. v. Wolfgang Spitzbardt. In: Ders.: *Der gleichgültige Zuschauer*. Erzählungen. Leipzig: Reclam 1992, pp. 46-69, hier p. 52. – Als dritter Ort wird das Zimmer auch entsprechend nutzbar gemacht.

16 Ibid., p. 62.

17 Ibid., p. 60.

18 Ibid., p. 58.

19 Ibid.

20 Ibid., p. 62.

21 Ibid.

Schlußstrich, so kann man sagen, daß das Andere von Bhabhas Ansatz, das er selbst verdrängt, und das er desto kräftiger hervorkehrt, wenn man will, ein *mystisches Moment* ist.

Wenn wir nun zur Frage der Anwendung dieses Ansatzes zurückkehren, so kann die Vermutung riskiert werden, daß eine Anwendung in diesem Fall am besten vielleicht als Wiederholung, als Weiterverfolgen des disseminativen Moments von Sinn und Macht glücken kann – mit Hilfe derselben Effekte, unter denselben Namen, aber mit gutem Recht auch unter anderen. Folgt man dem Wink Bhabhas, so kann das Repertoire der Bilder ebenso offen bleiben, wie die »Kette der [postkolonialen] Demütigungen«¹². Sich selbst gleich – wenngleich nicht dieselbe – bleibt immerhin die Profession, der »Kette« weitere Perlen anzugliedern. Sie ist der Beruf des Literaturwissenschaftlers, der »die ambivalenten kolonialen Texte postkolonial [interpretierend]« bei Bhabha schließlich selbst »zum handelnden Subjekt«¹³ avanciert.

Ich habe vorhin bei der Behandlung der Frage, warum das Postkoloniale ein bevorzugtes Feld Bhabhas ist, unwillentlich eine – freilich auch bei ihm nachvollziehbare – Trennung zwischen kolonialen und postkolonialen Autoren geltend gemacht. Der Unterschied der beiden Gruppen besteht vielleicht darin, daß sich die Texte postkolonialer Autoren im Gegensatz zu den kolonialen möglicherweise *affirmativ* zur Bhabhaschen Dekonstruktion *ihrer selbst* verhalten.¹⁴ Es sei dahingestellt, ob diese Unterscheidung berechtigt, und, wenn sie Bhabhas Argumentation tatsächlich zugrundeliegt, überhaupt haltbar ist. Gleichwohl möchte ich im Anschluß an die obige kurze Darstellung des konzeptuellen Rahmens und ihrer »Wendungen« eine An-Wendung, eine interpretatorische Wiederholung vom Rande des kakanischen Zeitraums präsentieren, die einen *postkolonial-freundlichen* Text vom affirmativen Schlag anführt. Die nachfolgenden Hinweise werden sich von Bhabhas Technik insofern unterscheiden – sie iterierend, aber gewiß nicht getreu wiederholend –, als sie in der Analyse den bei Bhabha meistens vorherrschenden und nur von sporadischen Zitaten aus dem Bezugstext begleiteten Kommentar fast gänzlich weglassen, bzw. aus dem Bezugstext selbst hervorgehen lassen.

Es handelt sich um Richard Weiners Erzählung *Der gleichgültige Zuschauer* (*Netečný divák*), der ursprünglich 1917 auf Tschechisch, Weiners Muttersprache, in Prag erschienen ist. Im Zentrum der Erzählung steht die Begegnung der beiden Hauptfiguren, Ludvík Marek und Josef Černý, die von Marek als Erzähler zweiten Grades zu einem Anlaß erzählt wird, über den mitsamt von Mareks Geschichte wiederum der Ich-Erzähler ersten Grades berichtet. Während der Begegnung mit Josef Černý in Paris, über die Marek erzählt, schildert Černý als Erzähler dritten Grades seine eigene Lebensgeschichte, in der Absicht, Marek in eine seltsame Beziehung zu verwickeln. Auf dem Höhepunkt des Gesprächs erfüllt sich Černýs Wunsch auf eine Art und Weise, die diesen »Verführungsakt« – rückwirkend auf die ganze Erzählung – von der Bhabhaschen Hybridität her lesbar macht.

In Černýs Lebensgeschichte begegnet sich auf exemplarische Weise die Forderung Bhabhas, die kulturelle Differenz als eine die Geschlechter- und sozialen Differenzen gleichermaßen »überlagernde« (261), vereinnahmende hybride Praxis zu betrachten, wo »der Körper immer gleichzeitig [...] sowohl in die Ökonomie von Lust und Begehren als auch in die Ökonomie von Diskurs, Herrschaft und Macht eingeschrieben ist« (99). In Černýs Leben überschneiden sich nämlich ständig und unentwirrbar die umgebenden gesellschaftlichen und die inneren psychischen bzw. sexuellen Erfahrungen. Černý macht die erste Erfahrung mit sich selbst als einem psychischen und sexuellen Doppelwesen ganz im Einklang mit den sozialen, interpersonalen Verhältnissen des Schauplatzes seiner ersten Lebensphase, Berlin, und die zweite wiederum im Einklang mit dem zweiten Aufenthaltsort, Paris, um dann die dritte am Ort der Begegnung in seiner Pariser Wohnung¹⁵ mit seinem tschechischen Landsmann Marek zu initiieren. Berlin ist der Ort, wo ihm seine »zweite [] Existenz«¹⁶ erstmal bewußt wird und mit der Lebensstrategie der Berliner Gesellschaft in Deckung kommt. Die Annehmlichkeit, »Gegenstand der Zuneigung einer Frau wie eines Mannes zu sein«¹⁷ wird in der Doppelbeziehung zu Helene und Artur Realität und paßt sich in Berlin als der »Stadt der schlimmsten Promiskuität«¹⁸ jenem falschen Spiel an, in dem »Ordnlichkeit und Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit mit den Ellbogen die Dekadenz berühren, woraus dann Zügellosigkeit, Entartung und rasende Leidenschaft erwachsen«¹⁹. Die Situation, gleichzeitig Freund und Geliebter zu sein, ergibt eine »glühende Mischung aus allem«²⁰, die einerseits »erfüllte Sehnsucht«²¹ ist, sich andererseits den mondänen Interferenzen und Selbstlügen der doppelgesichtigen Berliner Gesellschaft anpaßt. Ein Zustand, der mit dem Verhältnis des kolonialistischen Bewußten zum Unbewußten bei Bhabha übereinstimmt, in dem

22 Ibid., p. 64.

23 Ibid., p. 49.

24 Ibid., p. 63.

25 Ibid., p. 64.

26 Ibid., p. 65.

27 Ibid.

28 Ibid., p. 68.

29 Ibid., p. 67.

30 Ibid., p. 68f.

die ›weiße‹ Sichtbarkeit und Normalität ihren, ethnische und sexuelle (99) Stereotype vereinigenden, ›schwarzen‹ »Schatten« verdrängt und zugleich begehrt. Helene ist Kollegin und Geliebte, Artur Freund und Geliebter, beide zugleich öffentliche sowie intimste Privatpersonen, die darüber hinaus dieselbe Stelle in einer Liebesbeziehung einnehmen, die ihre Energie gerade aus diesen gegenseitigen Verdrängungen und Täuschungen, aus den Überschreitungen der Grenze zwischen Normalität und Abnormalität schöpft.

Nun wechselt Černý nach Paris in der Absicht, sich »eine übersichtliche Situation«²² zu verschaffen, und führt ein geklärtes Doppelleben als Angestellter und »apache«²³ sowie ein geklärtes Doppelverhältnis zu Kamila und Charles. Was in Berlin das verlogene, doppelgesichtige Eine war, verwandelt sich hier zur Getrenntheit Zweier. Das Tagesleben des Bankangestellten Černý bezieht sich ebensowenig auf sein Nachtleben als Apache als die Beziehung zu Kamila auf die zu Charles. Es ist »[i]ndifferente Ekstase zum losgelösten Genuß«, »der lichte Äther«²⁴ der Gleichgültigkeit beiden Existenzformen und beiden Geliebten gegenüber, durch die die Beziehungen zum/r jeweils anderen konturiert bzw. die durch diese Beziehungen abgesichert wird:

In Berlin erlernte ich am Fehler die Methode. Ich ging nach Paris, reich an Erkenntnissen. [...] Mittels der überstandenen Krisen erzog ich mich hier zu jenen zwei Leben, die Sie bereits beide kennen. Sie sind perfekt verteilt. Das eine ist nicht eifersüchtig auf das andere, sie sind einander gleichgültig. Aber indem ich ihr indifferentes Bindemittel bin, vermag ich beide zwar nicht leidenschaftlich zu leben, doch aber leidenschaftlich zu gestalten. Ich blicke auf sie als äußerst interessierter Zuschauer.²⁵

Das dadurch hervortretende Problem formuliert der sich im Gespräch sonst ständig distanzierende Zuhörer Marek, indem er Černý »gewisse feste Mittelpunkte, so etwas wie Grundpläne«²⁶ in seiner geklärten Pariser Doppelsexistenz vorhält. Eine Entsprechung zu Bhabhas wiederholter Distanzierung von einer postkolonialen Emanzipationspolitik, die die Unterschiede und die kulturelle Diversität festschreibt. Der Bankangestellte und der Apache, Kamila und Charles erlauben kein friedliches Nebeneinander, wenn sie ihren Bezug auf eine und dieselbe Person haben. Diese muß sich ständig entscheiden, anstatt es sich im pluralisierten Dualismus bequem zu machen. Binaritäten müssen sowohl bei Bhabha als auch in Černýs Doppelleben überbrückt werden. »Ja, das ist es, was noch überwunden werden muß«,²⁷ – erwidert Černý auf Mareks Einwand.

Zu einer solchen Überwindung verführt er seinen Gesprächspartner, indem er ihn bittet, ein Freund zu sein, der von beiden Existenzen weiß. Den interessierten Gleich-Gültigen soll ein »leidenschaftliche[r] Zuschauer«²⁸ erlösen – eine Wiederholung des Anspruchs der Affektivität (217, 256) des Hybriden bei Bhabha. Er soll durch die Erkenntnis, »daß es nur darauf ankommt, mit jemandem vertrauensvoll, nicht beschämt, frei, produktiv zu leben«²⁹, eine tiefgründige Gemeinsamkeit begründen. Wie wird man aber gleichzeitig Geliebter und Geliebte eines gedoppelten Wesens? Wie kann die Gleich-Gültigkeit in einen Dritten als Medium ausgelagert werden? Wo ist der Ort, der Raum dieser *zwitterhaften* Position bzw. Beziehung? Der Verführungsakt läuft wie folgt ab:

»[...] Ludvík, es ist an der Zeit, den gemeinsamen Weg zu beschreiten. Den ganzen Abend schon halte ich Sie fest, es ist Zeit -«
 »Es ist Zeit für die Tat, Herr Černý«, schrie nun ich [...]. »Tun Sie etwas! Nun tun Sie doch etwas. Was auch immer es sei.«
 »Und dann?« fragte er starren Blickes.
 »Dann werde ich glauben.«
 »Und dann?«
 »Dann -«, sagte ich überlegend, »verdienen Sie es, daß ich Ihnen Kamila und Karel ersetze.«
 »Wahrhaftig?« schrie er jubelnd. »Wahrhaftig? Ihr Versprechen ist schon Tat. Götter, es ist mir gelungen, beide Welten zu vereinen, es gibt keine Lücke in meinen Gefühlen, ich habe alles begriffen.«
 Und nachdem er so gesprochen, zog er den goldenen Ring vom Finger, und noch ehe ich, von Ahnung ergriffen, es verhindern konnte, drückte er ihn an die Lippen und sog seinen Inhalt mit triumphierendem Blick ein.³⁰

Die Verführung, die zur hybridisierenden Zusammenschau der existenziellen Verdoppelung verhilft, wird in Szene gesetzt. Die Rolle des Mediums der (Selbst-)Erfahrung der doppelten Existenz kann der Andere allein als Gesprächspartner, Zuschauer und Verführter freilich nicht übernehmen. Das Hybride kommt, als ein Versprechen, das sogleich in Tat umgesetzt wird, nur für

31 Ibid., p. 48.

32 »Er und ich – haben Sie denn nicht verstanden?« – entgegnet Marek zum Schluß einem seiner spöttischen Zuhörer. »Wirklich nicht meine scharfsinnigen Freunde? Und das süße Gift, welches ich trinke, wann immer das Gewissen allzu unverfroren, ist das Ergebnis der Arbeit, die ich auf die Erkenntnis verwan- det, daß die Welt eine ist, unteilbar und ganz in jedem Molekül, und daß ich, der leidenschaftliche Zuschauer, das heilige Recht habe auf einen jeden Platz in diesem Jammerparterre.« Ibid., p. 69.

33 Spitzbardt, Wolfgang: Nachwort. In: Weiner 1992, p. 255.

34 Weiner 1992, p. 57.

einen Moment, als ein Ereignis, zu dem es zweier bedurfte, und das nun unwiederbringlich vorbei ist, zum Vorschein. Gleichwohl bricht die Kette mit dem Tod Černýs keineswegs ab, sie wird von Marek geerbt und fortgeführt. Er wird auf der diegetischen Ebene des Erzählers ersten Grades als Figur sowie als Binnenerzähler zweiten Grades in Mit-Leidenschaft gezogen. Als Figur bekennt er sich zu seiner *eigenen* »zweite[n] Existenz«³¹, deren Bewußtwerdung die Begegnung mit Černý mit sich gebracht hat.³² Als Berichterstatter ist er andererseits derjenige, der dabei war, als es geschah – dessen Erzählung jenen unwiederbringlichen Augenblick von Performanz immerhin zu wiederholen, zu erinnern vermag. Die Handlungsfähigkeit, zu der er Černý verhol- fen hat, wird als Handlung einer Geschichte festgehalten. Das Hybride war als Erfahrung eines zwitterhaften Lebens nur möglich, indem es sich zugleich den Boden entzog. Für diese Konse- quenz steht Černýs Selbstmord. Nun kommt es aber in einem Medium zu sich, in dem der Selbst- entzug wiederholt – und etliche Male wiederholt – in Erscheinung treten kann. Mareks wieder- holende Erzählung wird vom Erzähler ersten Grades weitererzählt und vom Leser weitergelesen. Die Chance des Hybriden liegt ja in dieser wohl endlosen Verdoppelung der zeitlichen und räum- lichen Differenz. »Wenn wir nach dem suchen« – schreibt Bhabha –,

was die Literatur ›weltweit‹ macht, dann liegt das vielleicht in einem theoretischen Akt, der versucht, den Kunstgriff zu verstehen, durch den Literatur mit bestimmten histori- schen Situationen zaubert, indem sie das Mittel psychischer Unsicherheit, die ästheti- sche Distanzierung, oder die obskuren Zeichen der Geistes-Welt, das Sublime und das Unbewußte, gebraucht. (18)

Unterschwellig avanciert die Literatur in Bhabhas Theorie zum bevorzugten Medium der Hybridi- tät. Von dieser Theorie her gelesen – in Bhabhas Folge, zu der es ohnehin des iterierenden inter- pretatorischen Eingriffs bedarf – gleicht Weiners Erzählung einem hybriden Begriffsrahmen an. Sie läßt die (post-)kolonialen Grundkonstellationen – die Homogenität, die Heterogenität und die Hybridität – als eine Lebensgeschichte Revue passieren, um zum Schluß ihre ambivalente Wahrheit, die ›weder die eine noch die andere‹ ist, literarisch gleichermaßen zu verhüllen wie zu perpetuieren.

Man mag einwenden, daß diese ›Minianalyse‹ mehr eine Allegorie von Bhabhas Theorie als ihre Anwendung sei, und als solche gleichermaßen kongruent wie erzwungen. Die Kongruenz ist ein- fach verdächtig groß, und der Randgänger Richard Weiner, der »Jude unter Christen, Tscheche unter Franzosen, Dichter unter Pragmatikern, Homosexueller unter Heterosexuellen«³³ war, eig- net sich wiederum zu offensichtlich zum Zweck. Hier kristallisiert sich aber auch eine weitere Arbeitsrichtung aus und wird zur Frage: An welchem Punkt gewinnt in der Erzählung das ganz und gar Verschwiegene und Verdrängte, etwa die Stadt Prag als Heimatort der beiden Tschechen Gestalt? »Prag! Mein Gott, ich war sechzehn Jahre alt. Was für sogenannte süße Abenteuer boten sich mir dort dar?!«³⁴ Wie ist also noch tieferen Geheimnissen Černýs und anderen, als die Čer- nýs sind, beizukommen? Was man auch schreibt, es steckt immer noch etwas dahinter. In Nach- folge Bhabhas hört das Fragen ebensowenig auf, wie die ›Kette der [postkolonialen] Demüti- gungen‹ nicht reißt. Jenes muß und diese kann – »zu anderen Zeiten und andernorts« (103) – zwanghaft und unwillentlich immer wieder zum nächsten Glied kommen.

Dr. Endre Hárs arbeitet am Institut für Germanistik der Universität Szeged (Ungarn). Publikationen zur Gegenwartsliteratur, zur poststrukturalistischen Literatur- und Interpreta- tionstheorie und zur kulturwissenschaftlichen Orientierung der Literaturwissenschaft. Kontakt: hars@lit.u-szeged.hu